
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 34. 1894.

Flecken auf der Ehre.

Roman von **Reinhold Ortmann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Der Herr Kollege machen da ja ganz überraschende Entdeckungen,“ meinte der Kreisphysikus etwas gereizt, „ich bitte, die weiteren Anordnungen ganz nach Belieben treffen zu wollen.“

Und Doktor Vogelsang nahm von diesem Augenblicke an in der That nur noch sehr wenig Rücksicht auf die Autorität seines älteren Zunftgenossen. Mit Hartwig's und Tolzmann's Hilfe brachte er den noch immer völlig Bewußtlosen auf die nur um wenig Schritte entfernte Bank, und unter Aufbietung aller erdenklichen Vorsicht entfernte er die Kleider. Nachdem das geronnene Blut mit einem nassen Tuche abgewaschen worden war, trat die Ursache seines traurigen Zustandes nun allerdings mit einer Deutlichkeit zu Tage, welche das ironisch überlegene Lächeln mit einem Mal von dem Gesicht des abseits stehenden Kreisphysikus verschwinden ließ. Hart unterhalb des linken Schlüsselbeins befand sich eine etwa drei Centimeter lange, klaffende Wunde mit scharfen Rändern.

„Allem Anschein nach ein Messerstich!“ sagte Doktor Vogelsang, sein Taschenbesteck hervorziehend. „Der starke Blutverlust und die Spuren auf den Lippen lassen leider befürchten, daß er die Lunge getroffen hat.“

Mit äußerster Behutsamkeit, wie sie durch die Natur der Verletzung geboten war, führte er eine Sonde in die Wunde. Von den Lippen des Bewußtlosen kam wieder ein leises, schmerzliches Stöhnen; der junge Arzt aber schüttelte entmuthigt das Haupt.

„Ich kann mit diesem Instrument das Ende des Wundkanals nicht erreichen. Der Stoß muß mit einem sehr langen, scharfen Dolchmesser und mit furchtbarer Wucht von oben nach unten geführt worden sein. Das Lungengewebe ist in bedeutender Ausdehnung zerrissen.“

Eben jetzt trat auch Graf Westernhagen herzu. Aber er kam nicht allein, sondern in Begleitung einer großen Anzahl seiner männlichen Gäste, geführt von zwei mit Windlichtern versehenen Lohndienern. Es war kein Zweifel, daß er in seiner Fassungslosigkeit die ganze Festgesellschaft alarmirt hatte.

„Also wirklich ein Verbrechen?“ rief er auf die letzten Worte des Arztes, die er noch vernommen hatte, in erneutem Entsetzen aus. „Und auf meinem Grund und Boden! Wie in aller Welt konnte das nur geschehen?“

Ein kleiner, magerer Herr mit schmalem Gesicht und mit einem Kneifer auf der spitzigen Nase trat aus der Gruppe der Anderen hervor und näherte sich Hartwig.

„Herr Oberverwalter Steensborg?“ fragte er, seinen Hut um ein Geringes lüftend. Und als der Angeredete bejahte, fuhr er mit einer leichten Verbeugung — sich vorstellend — fort: „Landrichter Jentsch aus Rothacker! Als die einzige hier anwesende richterliche Person halte ich mich verpflichtet, eine vorläufige Feststellung des Thatbestandes vorzunehmen, soweit sich dieselbe unter den obwaltenden Verhältnissen bewirken läßt. Man sagt mir, daß Sie es waren, der zuerst auf den Verwundeten aufmerksam wurde.“

„Man hat Sie recht berichtet.“

„Wollen Sie mir gefälligst die näheren Umstände angeben, unter denen Ihre Entdeckung erfolgte, und mir namentlich mit Genauigkeit die Stelle bezeichnen, wo Sie den Verunglückten fanden?“

„Gewiß!“ erwiederte Hartwig, und er schritt dem Fundorte zu.

Die aus dem Schlosse gekommenen unbetheiligten Herren, welche den Verletzten in guten Händen sahen und begreiflicher Weise an den Einzelheiten des Verbrechens ein viel größeres Interesse hatten als an dem Opfer desselben, schlossen sich ihm an, so daß sich Hartwig und der Richter inmitten eines Kreises befanden, der fast in jeder Minute einige neue Zuzügler erhielt.

Mit kurzen Worten gab Hartwig eine Schilderung seines Erlebnisses — von dem Augenblick an, wo er durch das seltsame, röchelnde Geräusch aufmerksam gemacht worden war, bis zu seinem Erscheinen im Schlosse.

„Sie haben da mit einer ganz außerordentlichen Umsicht und Entschlossenheit gehandelt, mein Herr!“ sagte der Landrichter. „Wahrscheinlich zählt es zu Ihren regelmäßigen Gewohnheiten, solche einsamen Spaziergänge in der Dunkelheit zu unternehmen?“

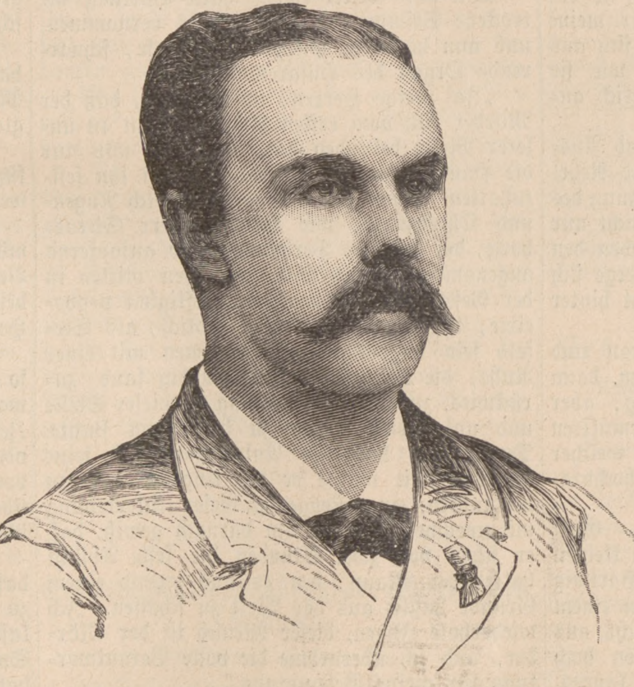
Hartwig sah den Fragenden befremdet an. Er war nicht Willens, hier vor so vielen neugierigen Ohrenzeugen seines persönlichen Verhältnisses zu Hugo Seefeld Erwähnung zu thun, und eine Darlegung desselben wäre wohl unvermeidlich gewesen, wenn er von der beabsichtigten Unterredung gesprochen hätte.

„Ich glaube nicht, daß die Beantwortung dieser Frage irgend etwas mit dem vorliegenden Fall zu schaffen hat,“ sagte er darum kühl. „Oder ist es ein förmliches Verhör, welches Sie da anstellen wollen?“

„Ich bitte — es steht durchaus in Ihrem Belieben, mir jede Auskunft zu verweigern, welche Ihnen aus irgend einer Ursache unbequem erscheint. Aber da Sie mit den hiesigen Verhältnissen doch wohl sehr genau vertraut sind, haben Sie vielleicht schon Verdacht gegen eine bestimmte Person geschöpft. Hatte Herr Seefeld hier einen Feind? Oder war er überhaupt auf Rambow bekannt?“

„Er befand sich meines Wissens zum ersten Male hier, und ich glaube nicht, daß der Messerstich, dem er zum Opfer gefallen ist, auch wirklich ihm zugedacht war.“

Durch den Kreis der Zuhörer ging eine Bewegung des Erstaunens.



Casimir-Perier, Präsident der französischen Republik. (S. 267)

„Sie haben also bestimmte Vermuthungen?" fragte der Richter. „Da möchte ich allerdings dringend bitten, uns dieselben nicht vorzuenthalten."

„Das ist auch nicht meine Absicht! Ich halte mich überzeugt, daß Seefeld unter einer Personenverwechslung des Meuchelmörders hat leiden müssen, und daß dieser Mörder kein Anderer ist, als der aus dem Untersuchungsgefängniß Rothacker entsprungene Wilddieb Weltzien."

„Und worauf stützt sich diese Ueberzeugung, Herr Steensborg?" hörte Hartwig jetzt eine andere Stimme an seiner Seite. „Haben Sie den Weltzien etwa gesehen?"

Der Polizeikommissär aus Rothacker war es, welcher sich mit dieser Frage in die improvisirte Amtshandlung des Richters eingemischt hatte. Niemand hatte den Mann bisher bemerkt und Niemand wußte, woher er so plötzlich gekommen war.

„Nein, mit meinen eigenen Augen habe ich ihn allerdings nicht gesehen," erwiederte Hartwig, „aber ich habe gute Gründe, seiner Anwesenheit auf Rambow fast gewiß zu sein."

„Diese Gründe — darf man sie erfahren?"

Hartwig zauderte, ob er von der Warnung Johanna's sprechen solle; aber seine Unentschlossenheit war nur von kurzer Dauer. Er konnte es nicht über sich gewinnen, das unglückliche Mädchen, das man vielleicht sogleich vom Krankenlager der Schwester hinweggerissen haben würde, in die traurige Angelegenheit zu verwickeln.

„Nein," erklärte er, „ich wünsche, sie bis auf Weiteres für mich zu behalten."

„Nun, so werden Sie mir auch gestatten müssen, die Richtigkeit der von Ihnen gegebenen Erklärung des Verbrechens auf das Entschiedenste zu bezweifeln. Abgesehen davon, daß sich schwerlich annehmen läßt, ein Mensch von der Schlauheit und Verschlagenheit dieses Weltzien werde ein todeswürdiges Verbrechen begehen, ohne sich seinen Mann vorher genau anzusehen, bestreite ich mit Bestimmtheit, daß er oder Krampe sich überhaupt hier in der Nähe aufhalten. Auch ich habe dafür meine guten Gründe, und dieselben ergeben sich aus Beobachtungen und Nachforschungen, wie sie gewissenhafter und gründlicher unmöglich angestellt werden konnten."

Mit solcher Schärfe in Stimme und Ausdruck war der plötzlich aus Nacht und Nebel aufgetauchte Polizeibeamte der Vermuthung des Oberverwalters entgegengetreten, daß nicht nur dieser selbst, sondern auch alle Umstehenden den Eindruck empfangen mußten, es verberge sich irgend ein anderer, bestimmter Verdacht hinter seinem energischen Widerspruch.

Der Landrichter trat an ihn heran und wechselte flüsternd einige Worte mit ihm, dann wandte er sich wieder gegen Hartwig; aber noch ehe er seine neue Frage hatte formuliren können, ereignete sich ein Zwischenfall, welcher der nächtlichen Scene unerwartet eine hochdramatische Wendung gab.

Ein Offizier in Husarenuniform — Graf Botho v. Thun — war plötzlich in den kleinen Kreis getreten, so daß er zwischen Hartwig und dem Landrichter stand. Er nahm einem der Lohndiener das flackernde Windlicht aus der Hand und hielt es mit der Linken hoch empor, so daß der Schein voll auf ein langes, schmales Messer fiel, das in seiner Rechten blinkte.

„Diesen interessanten Fund machte ich soeben dort im Grase am abschüssigen Ufer des Teiches. Sie sehen, meine Herren, daß die Klinge des Messers mehr als zur Hälfte mit Blut bedeckt ist, und es wird Niemand daran zweifeln, daß das Verbrechen mit diesem Instrument verübt worden ist. Der Mörder hat jedenfalls die Absicht gehabt, es nach vollbrachter That in's Wasser zu werfen; aber er schleuderte es nicht kräftig genug von sich, und so blieb es im Grase liegen. Wie der eingeschlagene Stempel beweist, ist es amerikanisches Fabrikat!"

Er hatte die letzten Worte mit absichtlich erhobener und vor Aufregung bebender Stimme gesprochen, das Gesicht nicht mehr dem Richter, sondern dem Oberverwalter zugewendet, der kaum zwei Schritte von ihm entfernt war. Noch wußte Niemand von den Umstehenden, wie er diesen seltsamen Schlußsatz zu deuten hatte; doch Jeder fühlte, daß sich etwas Außerordentliches vorbereite, und es wurde plötzlich todtenstill.

„Darf ich Sie um das Messer bitten, Herr Graf," sagte der Richter. „Allerdings — da steht Hugh Mitchell, New-York. Aber was wollen Sie daraus in Bezug auf die Person des Mörders schließen?"

„Fragen Sie den Herrn Oberverwalter, ob er nicht vielleicht ein Messer wie dieses von seinen amerikanischen Reisen mitgebracht habe, und fragen Sie ihn, ob er auch jetzt noch geneigt ist, seine Komödie weiterzuspielen?"

Fast schreiend hatte der Lieutenant diese Worte herausgestoßen, und auch Graf Westernhagen, der bis dahin bei dem Verwundeten geblieben war, wurde dadurch veranlaßt, heranzutreten. Hartwig aber stand wie vom Blitz getroffen vor seinem Ankläger, unfähig, die zur Faust geballte Hand emporzuheben und ihn zu züchtigen. Mit furchtbarer Klarheit hatte er innerhalb des winzigen Bruchtheils einer Sekunde den ganzen Ernst seiner Lage begriffen, und zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er, wie sich das Entsetzen lähmend auf die Energie seines Willens und die Beweglichkeit seines Geistes legte.

„Was Sie da sagen, Herr Graf, muß ohne nähere Erklärung wie eine schwere Anklage klingen. Wenn Sie in der Lage sind, eine solche zu erheben, bitte ich um Mittheilung der belastenden Momente!"

Wie aus weiter Ferne hatte Hartwig die trockene Stimme des Landrichters vernommen, und nun hörte er wieder das scharfe, schnarrende Organ des Husarenoffiziers.

„Ja, meine Herren, ich behaupte, daß der Mörder sich vom ersten Augenblick an in unserer Mitte befunden hat, und daß wir nur die Hand auszustrecken brauchen, um ihn festzuhalten. Vor zwei Stunden war ich Augen- und Ohrenzeuge, wie derselbe Herr Steensborg, der sich des Verwundeten so aufopfernd angenommen haben will, denselben mitten in der Gesellschaft mit maßloser Heftigkeit provocirte, ihn bedrohte und ihn endlich, als Seefeld sein ungebührliches Benehmen mit einer Ruhe, die ich bewunderungswürdig fand, zurückwies, zu einer Unterredung an dieser Stelle und unter vier Augen zu bestimmen suchte. Durch eine höhnische Anspielung auf seine Furchtsamkeit wußte er den Unglücklichen zu verhindern, einen Zeugen zu dieser Unterredung mitzunehmen, und ich bin darnach gewiß, daß er schon vor zwei Stunden die feste Absicht hatte, den Mann, den er aus irgend einem Grunde haßte, aus der Welt zu schaffen. Ich wiederhole Ihnen, dieser Mensch ist der Mörder, und ich übernehme die volle Verantwortung für meine Behauptung."

Während er sprach, hatten sich Diejenigen, welche bis dahin in Hartwig's unmittelbarer Nähe gestanden, langsam weiter und weiter von ihm zurückgezogen; der Polizeikommissär allein war hart an seiner Seite geblieben. Selbst der Landrichter hatte es für angemessen gehalten, um einen Schritt zurückzutreten. Desto würdevoller und strenger aber erklang nun auch seine trockene Stimme, als er sich gegen den Verdächtigen wandte: „Sie hören, welche Anschuldigungen da gegen Sie erhoben werden. Können Sie beweisen, daß dieselben grundlos sind? Können Sie namentlich die Thatsachen in Abrede stellen, welche der Herr Graf v. Thun berichtet hat?"

Hartwig verharrte noch immer in seinem regungslosen Schweigen. Er hatte die Empfindung, als würde ihm die Kehle zusammengepreßt bis zum Ersticken, und dann fühlte er plötzlich wieder das Bedürfniß, laut aufzulachen über diese nächtliche Verhörsscene, die in der flackernden Beleuchtung der Laternen und Windlichter so unheimlich und grausig feierlich schien wie ein Vehmgericht, und die doch so närrisch war um des ungeheuerlichen Irrthums willen, auf welchem sie sich aufbaute.

Aber er lachte trotzdem ebensowenig, als er etwas zu seiner Rechtfertigung sagte. Die Lippen fest zusammenpressend, starrte er unverwandt auf die spitzige Nase und den goldenen Kneifer des Landrichters.

Der Schloßherr selbst war es, der statt seiner das Wort ergriff.

„Da durch die Erklärungen meines Neffen die Dinge einmal bis zu einem Punkte gediehen sind, auf welchem alles Verschweigen und Bemänteln zu offenbarem Unrecht werden würde, fühle auch ich mich gedrängt, auszusprechen, daß mir Herr Seefeld schon am Mittag aus Anlaß einer Privatunterredung, welche ich mit ihm hatte, Andeutungen von dem tödtlichen Hasse gemacht hat, mit welchem ihn Herr Steensborg verfolge. Auch möchte ich die Aufregung, in welcher sich dieser Herr vorhin bei der Meldung von dem Vorgefallenen befand, als eine höchst verdächtige bezeichnen."

„Und Sie verschmähen es beharrlich, auf diese Anklagen zu antworten?" fragte der Richter wieder.

„Ja, ich verschmähe es!" sagte Hartwig jetzt endlich langsam und mit einem fast hochmüthigen Emporwerfen des Hauptes. „Dieser Ort und diese Umgebung scheinen mir wenig geeignet, über solche Dinge, wie es meine Feindschaft gegen Hugo Seefeld ist, zu sprechen."

„Ah, Sie geben also wenigstens das Vorhandensein dieser Feindschaft zu! Und das Messer? Sind Sie vielleicht auch geneigt, es gleich jetzt als Ihr Eigenthum anzuerkennen?"

„Ich habe es nie vorher gesehen! Doch ich füge hinzu, daß das die letzte Erklärung ist, welche ich Ihnen hier geben werde!"

„So werden wir Sie eben leider nöthigen müssen, sich uns an einem anderen Orte zur Verfügung zu stellen, der für Vernehmungen besser geeignet ist. Im Namen des Gesetzes, Herr Steensborg, erkläre ich Sie für verhaftet!"

Der Polizeibeamte hatte sich Hartwig jetzt so weit genähert, daß er ihn fast berührte. Es war kein Zweifel, daß er schon seit geraumer Zeit auf irgend eine gewaltthätige Handlung oder auf einen Fluchtversuch des Oberverwalters vorbereitet war. Aber seine Vorsicht schien überflüssig; denn der Angeschuldigte zeigte sich überraschend ruhig.

„Ich begreife vollkommen, Herr Landrichter, daß Sie den Umständen nach nur Ihre Pflicht zu thun glauben," erwiederte er mit einer Gelassenheit, die sogar einen kleinen Anflug von Spott zu haben schien. „Seit fünf Minuten habe ich es nicht mehr anders erwartet."

„So ersuche ich Sie, Herr Kommissär, den Herrn in das Schloß zu geleiten!" befahl der Richter, ohne diese, aus dem Munde eines Verhafteten immerhin seltsame Anerkennung einer Antwort zu würdigen. „Sie übernehmen wohl die Verantwortung für alles Weitere."

„Wenn Ihnen daran liegt, einen Wagen zu haben, werde ich sofort anspannen lassen!" erklärte Graf Westernhagen mit großer Eilfertigkeit. Es schien ihm ausnehmend viel daran

gelegen, sich den des Mordes Angeschuldigten schleunigst vom Halse zu schaffen. Und der Polizeibeamte machte eine zustimmende Bewegung.

„Ich nehme Ihr Anerbieten an, Herr Graf!" sagte er, um dann — gegen Hartwig gewendet — kurz hinzuzufügen: „Darf ich bitten?"

Die beiden Diener, denen er mit den Augen gewinkt hatte, traten rechts und links an ihre Seite, und in solchem Aufzuge schritten sie dem Schlosse zu, gefolgt von den meisten der lebhaft disputirenden Herren, die es indessen für angemessen erachteten, sich in einer nicht ganz unbeträchtlichen Entfernung zu halten.

Graf Westernhagen wurde von dem Kreisphysikus auf der Stätte des Verbrechens festgehalten.

„Wir haben dem Verwundeten einen nothdürftigen Verband angelegt," berichtete der alte Herr, obwohl er bei dieser Handlung eigentlich nicht viel mehr als den sachverständigen Zuschauer abgegeben hatte, „und man wird jetzt wagen können, ihn auf einer Tragbahre vorsichtig nach dem Herrenhause zu schaffen. Natürlich kann er nur in einem Zimmer des Erdgeschosses untergebracht werden."

„Für diese Nacht — gewiß! Morgen werden wir dann seine Ueberführung nach Hamburg veranlassen müssen, nicht wahr?"

„An solche Möglichkeit ist absolut nicht zu denken, Herr Graf! So gern ich Ihnen auch die Unannehmlichkeit ersparen möchte, einen Schwerkranken oder — wie es hier wohl der Fall ist — Sterbenden im Hause zu haben, so wenig kann ich mich doch, schon mit Rücksicht auf den jungen Kollegen da, mit einem Transport des Patienten einverstanden erklären. Er müßte bei den Stößen des Wagens unfehlbar verbluten."

„So wird er natürlich auf Rambow bleiben!" entgegnete der Graf mit einem schlecht gelingenden Versuch, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. „Sie werden mir glauben, daß ich bei meinem Vorschlage nur das eigene Interesse des Kranken im Auge hatte!"

Die erforderlichen Anweisungen an die Dienerschaft wurden ertheilt und eine Viertelstunde später brachte man den noch immer Bewußtlosen so unauffällig als nur immer möglich durch eine Hinterthür in das Schloß.

— — — — — — — — — —

In dem großen Festsaal und den anstoßenden Gemächern brannten noch immer die Kerzen auf den Kronleuchtern und Kandelabern; aber die lustige Musik und die rauschende Fröhlichkeit, welche vorhin diese Räume erfüllt hatten, waren längst verstummt. Diejenigen Gäste aus der Nachbarschaft, welche von vornherein nicht hatten auf Rambow übernachten wollen, waren davongefahren, und die Uebrigen saßen an dem einen Ende des Saales mit bleichen Gesichtern bei einander.

Niemand achtete jetzt darauf, daß sich die beiden Töchter des Hauses nicht unter den Damen dieses Kreises befanden. Komtesse Edith hatte man schon seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen, und nun war auch Julia, die gefeierte Heldin des Tages, aus dem Saale verschwunden.

Ohne Kopfbedeckung und ohne sich durch ein Tuch gegen die empfindliche Nachtkühle zu schützen, lehnte sie draußen an der steinernen Brüstung der Terrasse und hörte dem Grafen Botho zu, der ihr noch einmal mit aller Ausführlichkeit von den Vorgängen am Weiher berichtete.

„Und nun, Julia," schloß er mit vor Erregung bebender Stimme, indem er die stolze Gestalt an sich zu ziehen suchte, „nun, da der Elende, dessen Gegenwart eine Beleidigung für Dich wie für mich war, sich selbst für immer beseitigt hat, werde ich nun endlich meinen Lohn empfangen?"

Sie machte sich von ihm los und betrachtete ihn mit einem halb zornigen, halb spöttischen Blick.

„Deinen Lohn? Wofür? Dafür, daß Du mit Deinem kriminalistischen Scharfblick und Deinem polizeilichen Diensteifer so rechtschaffen dazu beigetragen hast, diesem Herrn Steensborg, der Dich beschimpfte, einen neuen Triumph zu bereiten? Glaubst Du denn im Ernst, daß er der Mörder ist?"

„Ich bin davon überzeugt, Julia! Ich wollte meinen Kopf darauf verwetten."

„Nun, so freue Dich, daß sich Niemand bereit gefunden hat, diese Wette einzugehen. Aber ich bin begierig, zu sehen, mit welchem Gesicht Du vor ihm stehen wirst, wenn sich Deine thörichte Anschuldigung morgen oder übermorgen als ein Unsinn erwiesen hat."

Der Husarenlieutenant zeigte sich ernstlich gekränkt. „Nimm mir's nicht übel, liebe Julia, aber das ist denn doch etwas stark! Du behandelst mich da nicht nur in sehr wenig schmeichelhafter Weise, sondern Du ergreifst sogar ganz offen die Partei eines Menschen, für dessen geradezu verbrecherischen Charakter die unzweideutigsten Beweise vorliegen. Ich muß gestehen, daß ich darauf nicht gefaßt gewesen bin."

Komtesse Julia legte ihre Hand auf seinen Arm, und indem sie sich dicht zu ihm neigte, flüsterte sie: „Ich ergreife seine Partei nicht; denn ich wünsche von ganzem Herzen, daß man ihn schuldig finden möge! Bringe mir die Gewißheit, daß Du ihn mit Recht angeklagt hast, ein Mörder zu sein, und ich will Dich nicht nur um Verzeihung bitten, sondern ich will Alles thun, was Du verlangst, denn ich hasse ihn — hasse ihn mit der ganzen Kraft meiner Seele! Und gerade deshalb fürchte ich, daß Du nichts als eine ungeheure Thorheit begangen hast!"

Sie wandte sich von ihm ab und kehrte in das Schloß zurück. Graf Botho machte keinen Versuch, sie zurückzuhalten, und er folgte ihr auch nicht nach. Ihre letzten Worte hatten ihn in solche Bestürzung und Verwirrung versetzt, daß er das Bedürfniß fühlte, seine Gedanken zunächst in der Einsamkeit zu sammeln.

Mit langen Schritten ging er auf der Terrasse auf und nieder, seinen martialischen Schnurrbart unablässig zwischen den Fingern wirbelnd.

„Da mag nun der Satan aus den Weibern klug werden," knurrte er. „Sie gibt vor, ihn zu hassen, und dabei ist sie aller Vernunft zum Trotz von seiner Unschuld überzeugt, wie wenn sie sterblich in ihn verliebt wäre. Und das Schlimmste ist, daß sie mit ihrer Zuversichtlichkeit mich selber fast aus der Fassung gebracht hat. Wenn sie am Ende Recht behielte — wenn er gar nicht der Mörder wäre! Teufel — es wäre die scheußlichste Blamage meines Lebens! Aber das ist ja Unsinn — es kann ja nicht sein! Ein Blinder muß es doch mit den Fingern greifen!"

(Fortsetzung folgt.)

Casimir-Perier, Präsident der französischen Republik.

(Mit Porträt auf Seite 265.)

An Stelle des von verruchter Hand hingemordeten Carnot ist am 27. Juni durch den in Versailles zusammengetretenen Kongreß Casimir-Perier zum fünften Präsidenten der dritten französischen Republik erwählt worden. Jean Paul Pierre Casimir-Perier, dessen Bildniß unsere Leser auf S. 265 finden, gehört zu dem sogenannten „Hochadel der Republik"; sein Vater und Großvater haben bereits diesen Namen berühmt gemacht, wie dies auch bei Carnot der Fall war. Casimir-Perier, geboren am 8. November 1847 zu Paris, ist ein Enkel des bekannten Ministers der Julimonarchie und Sohn des 1876 gestorbenen Ministers der Republik unter Thiers. Er studirte die Rechte, war 1870/71 Hauptmann der Mobilgarde und wurde für seine Tapferkeit zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Als sein Vater Minister des Innern war, fungirte er als dessen Kabinetschef, wurde 1876 in die Kammer gewählt, 1877 zum Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium und 1883 im Kriegsministerium ernannt. Seit 1885 Vicepräsident der Kammer und seit 1891 Senator, wurde Perier am 3. Dezember 1893, nach Dupuy's Sturz, Ministerpräsident, um am 22. Mai 1894 abermals von Dupuy abgelöst zu werden. Es hieß damals wohl nicht mit Unrecht, Perier habe sich in dem von ihm gewählten Augenblicke stürzen lassen, um sich die Bahn zur Präsidentschaft frei zu machen, und Carnot selbst hat ihn als seinen Nachfolger angesehen.

Der Hopfenmarkt in Nürnberg.

(Mit Bild auf Seite 268.)

Unter den Hopfenmärkten hat sich Nürnberg zu einem Platze ersten Ranges aufgeschwungen, was sowohl seinen günstigen Bahnverbindungen, wie der Lage inmitten eines Hopfenbau treibenden Bezirkes zuzuschreiben ist. Der Nürnberger Hopfenmarkt wird in und vor dem großen Gebäude am Hallplatz abgehalten, das im Hintergrunde unseres Bildes auf S. 268 zu sehen ist. Die angrenzenden Straßen und Gassen, wie Karolinenstraße, Brunnen- und Breitegasse, in denen viele Häuser als Hopfenlager dienen, sind an den Markttagen gleichfalls der Schauplatz des regsten Verkehrs. Der Beginn der Hopfensaison macht sich für das unbetheiligte Publikum meist unliebsam durch die vielen Verspätungen der Züge bemerkbar, die in Nürnberg anhalten, bis erst die Haupteinfuhr bewältigt ist. Der Absatz auf dem Nürnberger Markt ist in einer fortwährenden Steigerung begriffen.

Am Spinnrad.

(Mit Bild auf Seite 269.)

Ein liebliches Idyll ist es, welches uns R. Beyschlag auf seinem stimmungsvollen Gemälde „Am Spinnrad" (siehe den Holzschnitt auf S. 269) vorführt. Zwar versetzt es uns in eine längst entschwundene Zeit zurück, und die jungen Mädchen von heute spinnen nicht mehr, aber trotzdem ist der darauf zur Darstellung gebrachte Vorgang ohne Weiteres verständlich. Die holde Maid am Fenster, dessen einer Flügel offen steht, dreht gar eifrig den Faden, aber das hindert sie nicht, dem Gesange des Vögleins zu lauschen, das draußen auf dem Baume sein Lied erschallen läßt, und ihre Gedanken umher schweifen zu lassen. Warum sie aber gar nicht so weit schweifen, sondern immer wieder zu dem Einen zurückkehren, das vermöchte sie wohl selber kaum zu sagen. Und siehe da, gleich als ob ihren Gedanken eine geheime Zauberkraft innewohnte, steht Er plötzlich draußen und bietet ihr durch das Fenster eine Rose, die ihr sein Sehnen und Wünschen künden soll.

Der Bräutigam aus England.

Australische Erzählung von Felix Lilla.

1. (Nachdr. verboten.)

Unter den Squattern und Stationshaltern auf der Liverpoolebene war Samuel Morton der reichste und angesehenste. Er besaß die größten Heerden, die ausgedehntesten und besten Weidegründe, sowie bedeutende Kapitalien in den Banken zu Bathurst und Sydney, an welch' letzterem Hafenplatze er vierzig Jahre zuvor als ganz armer Einwanderer gelandet war. Ohne alle höhere Bildung, aber arbeitsam, geschäftsklug, rücksichtslos und sparsam, hatte er sich emporgearbeitet. Er selbst war unverheirathet geblieben, hatte aber vor langen Jahren schon seine Schwester, eine arme Wittwe mit ihrer kleinen Tochter, aus England zu sich kommen lassen.

Diese Schwester, die ihm fünfzehn Jahre lang den Hausstand geführt, war vor einiger Zeit gestorben; seine Nichte Mabel sollte nun seine Erbin sein; er hatte es auf seine Weise gewiß gut mit ihr im Sinne. Da er glaubte,

daß er nicht lange mehr leben würde — er hatte schon einmal einen Schlaganfall gehabt — so dachte er an eine passende Heirath für Mabel.

Nun hätte er freilich eine solche Herzensangelegenheit lieber der jungen Dame selbst überlassen sollen, die längst eine stille Neigung für den blonden Deutschen auf der benachbarten kleinen Station empfand; dieser hatte indeß der alte Squatter durch sein Machtgebot ein jähes Ende gemacht. Karl Eberhard durfte nicht mehr das Morton'sche Haus besuchen.

Samuel Morton war mit seinem steigenden Reichthum auch hochmüthig geworden; er wollte als Gemahl für Mabel und seinen Nachfolger auf der Station einen feinen Mann, der als Abgeordneter des Distrikts in das Parlament von Neusüdwales gewählt werden könnte. Da dachte er an einen entfernten Verwandten in Bristol, der ehemals ein wohlhabender Kaufmann gewesen, dann aber infolge einer Handelskrisis verarmt war und einen Sohn hinterlassen hatte, der nach dem Tode seiner Eltern mit Hilfe von Stipendien Rechtswissenschaft studirt hatte, wie Mr. Morton auf briefliche Nachfragen erfuhr. Er setzte sich mit dem jungen Manne in Verbindung, dessen übersandte Photographie ihm zusagte, schickte ihm das Porträt Mabel's und forderte ihn auf, unverzüglich nach Australien zu reisen, um nach näherer persönlicher Bekanntschaft sich mit Mabel zu vermählen und dereinst die große Station zu übernehmen. Eine Geldanweisung für die Reisekosten war selbstverständlich auch dabei.

Der junge Mann, Namens Lewis Quintal, hatte das ihm zugefallene Glück nicht verschmäht und war abgereist. Eines schönen Tages kam er an auf der Station. Sein stolzes, ernstes Wesen, vereint mit weltgewandten Manieren, gefiel Mr. Morton recht wohl, aber Mabel fühlte sich zu dem Verwandten wenig hingezogen, ja, seltsam, zuweilen kam es ihr vor, als könne er gar nicht ihr Verwandter sein, so kalt, so fremd erschien er ihr. Doch wagte sie nichts darüber zu äußern; das junge achtzehnjährige Mädchen war stets in Abhängigkeit



Der Hopfenmarkt in Nürnberg. (S. 267)

von dem Oheim gehalten worden; sein Wille war ihr Gesetz.

In dem geräumigen Wohnzimmer des weitläufigen einstöckigen Hauses saßen die Drei eines Tages beisammen: der alte Squatter, Mabel und Lewis Quintal.

Die Unterhaltung war eine etwas gezwungene. Der Bräutigam hatte von Theater- und Konzertangelegenheiten in Bristol gesprochen, aber dafür keine sonderliche Aufmerksamkeit bei dem jungen Mädchen gefunden, welches froh war, als die Theezeit herannahte, worauf sie, das Gespräch abbrechend, sich mit dem Ordnen der Tassen und Teller auf dem Tische beschäftigen konnte.

Da knarrte ein Ochsenkarren auf den Hof.

„Nun, endlich kommt Smith an mit Deinem neuen Pianino, Mabel," sagte Morton und ging hinaus, gefolgt von Quintal, das Abladen des Instruments zu überwachen.

„Habt doch hoffentlich kein Malheur damit gehabt, Smith?" fragte er den Fuhrmann. „Es ist ein kostbares Pianino aus London, das mit der Fracht über See ein Heidengeld kostet."

„Glaube, daß Alles recht ist, Sir," versetzte Tom Smith, der bärtige Ochsentreiber. „Zuweilen freilich gab's ein Gerumpel, da, wo die Gumwurzeln am dicksten sind. Dann klimperte es drinnen im Kasten wie in einer Blechschmiede. Auch wäre das Ding einmal beinahe in ein Sumpfloch gefallen."

Der Squatter rief Leute herbei, welche Hilfe leisten sollten.

„Fast hätte ich's vergessen," sagte Tom Smith; „ich habe auch noch eine Bestellung an den jungen Herrn auszurichten."

„An mich?" fragte Quintal.

„Jawohl, Sir. Von einem Bekannten."

„Ich wüßte nicht —" sprach unruhig und zögernd der junge Mann.

„Na, 's ist gerade nicht viel Staat mit ihm zu machen. Der arme Bursche sieht aus wie eine richtige Vogelscheuche. Es ist der Matrose Fred Laurel, der mit Euch die Ueberfahrt gemacht hat, dann vom Schiffe desertirt ist, in den Goldgruben viel Unglück gehabt hat und nun hofft, daß Ihr ihm helfen werdet. Er hat Euch ja schon in Bristol gut gekannt, als Ihr noch ein kleiner Junge waret. Er wußte es, daß Ihr hier seid."

Quintal wandte das Gesicht ab, um seine



Am Spinnrad. Nach einem Gemälde von R. Beyschlag. (S. 267)

Erregung zu verbergen. „Gewiß!" versetzte er dann hastig, „ich kenne den Menschen. Er hätte lieber auf dem Schiffe bleiben sollen, das wäre besser für ihn gewesen."

„Mag wohl sein, Sir. Aber da er nun einmal hier angekommen ist, so könnte er ja vielleicht eine kleine Anstellung erhalten."

„Ja, ja! Wir werden sehen! Wo hält er sich auf?"

„Die Nacht über im Wirthshaus ‚Zum lustigen Känguruh'. Morgen früh will er hierher kommen."

„Es ist gut, Smith! Ich will darüber nachdenken, was ich für ihn thun kann. Ich danke Euch!"

„Keine Ursache, Sir!" sagte der Ochsentreiber. „Ich helfe ja immer gerne einem armen Teufel, der in Noth ist! Im Wirthshaus habe ich ihm eine Mahlzeit geben lassen."

Smith wandte sich ab, um mit Hand anzulegen beim Abladen der großen schweren Kiste, welche dann in's Haus getragen wurde.

Lewis Quintal aber trat in den tiefsten Schatten des Hausgangs. Mit aller Anstrengung suchte er hier seiner Aufregung Herr zu werden und trat endlich mit erzwungener Ruhe wieder in's Wohnzimmer, um am Theetische seinen Platz einzunehmen.

Am folgenden Morgen aber stand er frühzeitig auf und schlenderte, unter dem Vorwande, einen Spaziergang machen zu wollen, allein in den Gumwald hinein, nach der Richtung hin, wo sich das einsame Wirthshaus befand.

2.

Bei den Wirthsleuten im „Lustigen Känguruh" hatte Fred Laurel, der arme Matrose, gut gegessen, getrunken und auch geschlafen. Wohlgemuth und ganz heiter machte er sich am frühen Morgen auf den Weg nach Morton's Station, indem er den tief ausgefahrenen Geleisen des Ochsenpfades folgte.

Bald befand er sich in der tiefsten Waldeinsamkeit. Vögel zwitscherten in den Zweigen, glitzernde Insekten schwirrten umher, zuweilen huschte eine glänzende kleine Schlange über den Weg.

Nachdem der junge Mensch etwa eine Stunde lang gewandert war, bemerkte er, daß ihm Jemand entgegenkam. Es war ein junger, elegant gekleideter Herr.

„Sieh da, Laurel!" rief er dem Matrosen entgegen.

„Sieh da, Mr. Titus Clarke!" versetzte dieser erstaunt. „Wie kommt Ihr denn hierher in den Gumwald? Ich meinte, Ihr wäret engagirt für das Adelphitheater in Sydney, um da die Bösewichte zu spielen, ebenso meisterlich, wie einst im Theater zu Bristol, wo ich Euch so oft bewundert habe."

„Die Sache ist sehr einfach, Laurel. Als ich in Sydney anlangte, hatte der Direktor des Adelphitheaters gerade Bankerott gemacht, und die Gesellschaft zerstob in alle Winde. Bei einem anderen Theater konnte ich kein Engagement finden. Da lud Mr. Quintal, mit dem ich schon in Bristol verkehrte und der während der Ueberfahrt noch näher sich an mich anschloß —"

„Das habe ich bemerkt, Sir."

„Der lud mich ein, ihn zu begleiten, und zwar zu Pferde. Da ich doch sonst nichts zu thun und auch Lust hatte, das Innere dieses Landes kennen zu lernen, so nahm ich das freundliche Anerbieten an, und so bin ich denn hier."

„Auf Morton's Station?"

„Ja."

„Dahin will ich auch."

„Das weiß ich. Der Ochsentreiber Smith hat Mr. Quintal von Eurer Ankunft benachrichtigt und auch gesagt, daß Ihr sehr heruntergekommen wäret, was auch richtig ist, wie ich sehe. Daher hat mein Freund mich gebeten, ich möchte Euch entgegen gehen und Euch von dem Besuche der Station abhalten."

„Warum?"

„Eures Aussehens halber. Was sollte Miß Mabel davon denken, wenn Ihr Euch in diesem Aufzuge als ehemaliger Jugendfreund und Spielkamerad ihres Bräutigams vorstelltet?"

„Das ist wahr. Aber solche Hartherzigkeit hätte ich wirklich dem sonst so edlen Mr. Quintal nicht zugetraut!"

„Quintal ist nicht hartherzig; er hat mir zehn Pfund Sterling für Euch gegeben. Hier ist das Geld! Damit mögt Ihr versuchen, die Küste zu erreichen, um wieder Dienst auf einem Schiffe zu nehmen."

„Nein, das will ich nicht, denn ich habe das Seeleben satt. Ich will in Australien bleiben. Vielleicht werde ich doch auch einmal Glück haben als Goldgräber oder sonstwie."

Der Schauspieler runzelte unzufrieden die Stirn und dachte einen Augenblick nach. Dann sagte er: „Das ändert die Sache natürlich, wenn Ihr durchaus im Lande bleiben wollt. Ihr wünscht eine kleine Anstellung auf der Station?"

„Ich hoffe darauf, hier für einige Zeit ein Unterkommen zu finden."

„Nun, es kann ja möglicherweise dazu Rath geschafft werden. Gebt mir die zehn Pfund Sterling zurück und kommt mit mir. Wir wollen hier abbiegen und schräg durch den Wald gehen: das ist näher. In's Haus dürft Ihr vorläufig nicht; aber ich will Quintal zu Euch führen; dann könnt Ihr persönlich ihm Eure Bitte vortragen."

„Ihr seid sehr gütig, Sir, und ich danke Euch herzlich dafür!"

Beide bogen vom Wege ab in den Wald hinein. Nach einer Viertelstunde, während welcher sie nur Gleichgiltiges miteinander geredet hatten, blieb der Schauspieler stehen und sah sich um.

Es war an einer schmalen lichten Stelle im Walde; oben sah man den blauen Himmel und weiße Wölkchen, ringsum hohe düstere Gumbäume, viel dichtes Unterholz und Gebüsch.

„Habt Ihr die Richtung verloren?" fragte der Matrose.

„Nein; aber ich bin müde und möchte einen Augenblick rasten. Auch habe ich Euch noch eine Kleinigkeit auseinander zu setzen. Setzt Euch doch auch, Laurel!"

Der junge Seemann gehorchte und setzte sich auf den dicken Wurzelknorren eines riesigen Gumbaumes.

„Wie seltsam es hier aussieht," sagte er. „Beinahe ebenso unheimlich wie einst im Theater zu Bristol in dem Stücke, in welchem Ihr so herrlich spieltet — nun, wie heißt das Stück doch? — richtig: ‚Drei Tage aus dem Leben eines Spielers'. Ihr waret der Ruchlose, der seiner schlimmen Leidenschaft Alles opfert, seine Familie unglücklich macht und im Walde an der Landstraße einem Reisenden auflauert, um ihn zu ermorden und zu berauben. Ha, eben jetzt macht Ihr dasselbe entsetzliche Gesicht, wie in jener Schreckensscene!"

„Nicht wahr, mein Junge?" flüsterte Titus Clarke mit heiserer Stimme. „Genau so war's!" Blitzschnell zog er ein Dolchmesser aus der Tasche und stieß die Klinge dem ahnungslosen Opfer in die Brust. „Wie im Theater zu Bristol! Du hast ganz Recht. Ja, und auch wie auf der Bathurster Landstraße im Walde vor Tamworth!"

Blutüberströmt, röchelnd sank Fred Laurel auf das Moos nieder.

Der ehemalige Schauspieler spähte umher, um in der Nähe einen passenden Versteck ausfindig zu machen. Da vernahm er Geräusch, das Bellen eines Hundes, dann undeutlich die Stimme eines Mannes, der den Hund zu rufen schien.

Mit eiligen Schritten entfernte er sich und verschwand im Dunkel des Waldes.

— — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später traf der Ochsentreiber Tom Smith auf dem Hofe der Station mit Mr. Lewis Quintal zusammen und fragte ihn: „Habt Ihr den jungen Menschen gesprochen, Sir?"

„Jawohl, Smith," versetzte Quintal. „Ich traf ihn draußen. Er sah schauderhaft abgerissen aus. Ich habe ihn fortgeschickt."

„So, so!"

„Selbstverständlich mit genügendem Reisegelde, um an die Küste zu gelangen und, nachdem er sich neue Kleider gekauft, wieder Dienst auf einem Schiffe suchen zu können."

„So war's auch wohl am besten," meinte der Fuhrmann kopfnickend. „Ich glaube nämlich auch, der junge Bursche paßt besser für's blaue Wasser, als für die australische Wildniß."

3.

Die Menschenstimme, welche den Mörder verscheucht hatte, war die Stimme des deutschen Kolonisten Karl Eberhard, der mit seinem Hunde im Gumwalde auf Känguruhs pirschte.

Er trieb in der That ein solches Thier auf, welches in weiten Sätzen entfloh. Der Hund verfolgte eifrig die Spur bis zu einer kleinen schmalen Lichtung im Walde, stutzte dort plötzlich und fing an, erbärmlich zu winseln. Als der Deutsche zur Stelle kam, sah er den Hund vor einer blutüberströmten Menschengestalt stehen, die regungslos auf dem Moose lag.

Indem er sich über dieselbe neigte, entdeckte er noch Lebenszeichen bei dem unglücklichen Opfer, welches leise zu athmen schien. Er verstand ein wenig von Heilkunde, legte einen Nothverband an, und trug dann behutsam den Verwundeten aus dem Walde nach seiner Station, die nicht allzuweit entfernt war.

Dort untersuchte er die Wunde genauer und kam zu der Ueberzeugung, daß das Messer an einer Rippe seitlich abgeglitten und die Wunde daher nicht tödtlich sei. Wirklich kehrte dem Matrosen unter guter Pflege nach einigen Stunden das Bewußtsein zurück und mit schwacher Stimme sprach er seinen Dank für die Rettung aus.

„Wer hat Euch denn überfallen im Walde?" fragte Eberhard.

„Der schurkische Schauspieler Titus Clarke aus Bristol," flüsterte Laurel.

„Wie kommt der hierher in diese abgelegene Gegend?"

„Er wohnt schon einige Zeit auf Mr. Morton's Station."

„Davon ist mir nichts bekannt, und ich müßte es doch eigentlich wissen —"

„Ich kenne nämlich einen jungen Gentleman, Namens Lewis Quintal, mit dem ist er hierher gekommen."

„Da irrt Ihr Euch sicherlich. Quintal hatte keinen Reisegefährten, als er anlangte."

„Titus Clarke hat mir das selbst so gesagt."

„Und weshalb hat er Euch ermorden wollen?"

„Das weiß ich nicht. Er wollte mir zuerst zehn Pfund geben im Auftrage Mr. Quintal's, damit sollte ich sogleich zurück nach Sydney wandern."

„Ihr solltet Euch nicht auf der Station sehen lassen?"

„Nein. Ich wünschte aber durchaus mit Mr. Quintal zu sprechen und lehnte sein Anerbieten ab. Da versprach er, mich nach der Station zu bringen und führte mich tiefer in den Wald. Weshalb er mich dort zu ermorden versuchte, ist mir ganz unbegreiflich."

„Aber ich begreife allmälig den fürchter-

lichen Sachverhalt," murmelte Eberhard nachsinnend. „Beschreibt mir doch recht genau das Aeußere dieses Schauspielers."

Laurel that dies.

„So sieht ja Quintal aus," sagte der Deutsche.

„Nein, ich meine Clarke, der allerdings eine gewisse Aehnlichkeit mit ihm hat, ebenso jung, zierlich und fein ist, aber nicht so freundlich und gewinnend, sondern ernsthaft und abstoßend in seinem Wesen."

„Euer Titus Clarke und der vermeintliche Lewis Quintal auf Morton's Station sind eine und dieselbe Person! Der Schurke hat den unglücklichen Quintal ermordet, so wie er Euch hat tödten wollen, um die Entdeckung der ersten Schandthat zu verhindern. Welch' ein Glück, daß der Bube noch rechtzeitig entlarvt wird, bevor die arme Mabel durch ihn in das furchtbarste Unglück geräth! Ich weiß jetzt genug, Laurel. Das Weitere ist meine Sache! Ich lasse für Euch einen Wundarzt aus Tamworth kommen und schreibe zugleich an den Sheriff des Distrikts, der dort wohnt."

Er schrieb schnell einen ausführlichen Bericht über den Vorfall und schickte damit einen seiner Leute, der rasch das beste Pferd satteln mußte, in aller Eile nach Tamworth.

— — — — — — — — — — —

Drei Tage waren seitdem vergangen. Es war Abends, schon eine Stunde nach der Theezeit, und draußen stockdunkel.

In dem Wohnzimmer des Morton'schen Hauses waren wieder der alte Squatter, Mabel und der vorgebliche Mr. Quintal beisammen. Mabel schlug zuweilen einen Akkord auf dem neuen Pianino an, ihr Bräutigam rauchte eine Cigarette, während der Squatter die neueste Zeitung las.

Plötzlich wurde heftig an die Thüre gepocht.

„Herein!" schrie Morton.

In der Thür erschien der Sheriff von Tamworth, hinter ihm zwei Polizisten und der deutsche Stationshalter Eberhard.

„Nun, Sheriff, was verschafft mir die Ehre?" fragte Morton erstaunt.

Ohne darauf zu antworten, schritt der Sheriff gerade auf den angeblichen Quintal zu und sprach mit tönender Stimme: „Im Namen des Gesetzes verhafte ich Euch, Titus Clarke aus Bristol!"

„Unsinn!" rief Morton. „Dieser Herr heißt ja Lewis Quintal und —"

„So ist's," stammelte schreckensbleich der Elende. „Es muß ein Irrthum obwalten!"

„Ihr lügt, Bursche!" sprach der Sheriff. „Ihr schlichet Euch hier ein und fandet für Eure Lügen Glauben, nachdem Ihr den wirklichen Lewis Quintal, dessen Rolle Ihr als geschickter Schauspieler zu spielen verstandet, im Walde bei Tamworth ermordet und beraubt hattet. Man hat die Leiche gefunden. Das Pferd des Todten werdet Ihr wohl verkauft haben."

„Das ist Alles nicht wahr!"

„Dann habt Ihr, um die Entdeckung Eurer ersten Schandthat zu verhindern, den Matrosen Fred Laurel zu ermorden versucht; aber Mr. Eberhard hat ihn gerettet. Fred Laurel lebt und wird gegen Euch zeugen."

Der Elende taumelte unter dieser niederschmetternden Nachricht erbleichend zurück.

„Legt ihm Fesseln an, Leute!" gebot der Sheriff den Polizisten. „Und dann fort mit ihm nach Tamworth in's Gefängniß!"

Der ehemalige Schauspieler wurde hinaustransportirt.

„Guten Abend, Sir!" sagte der Sheriff zu Morton. „Ich habe hier nichts weiter zu thun. Aber Mr. Eberhard wird wohl die Güte haben, noch bei Ihnen zu verweilen, um Ihnen genauer den Sachverhalt zu erklären."

Damit verließ er das Gemach.

Mabel und ihr Onkel waren in höchster Aufregung, die sich noch steigerte, als ihnen Karl Eberhard dann ausführlich den Zusammenhang berichtete.

Die junge Dame fing an zu weinen, als sie bedachte, daß sie nahe daran gewesen war, die Frau eines solchen entsetzlichen Menschen zu werden. Mr. Morton trat aber auf den Deutschen zu, drückte ihm die Hand und sprach: „Ich danke Euch, Mr. Eberhard!"

„Ihr grollt mir nun nicht mehr, Mr. Morton!"

„Nein, gewiß nicht. Ihr seid ein braver Mann!"

„So darf ich als getreuer Nachbar Euch wohl wieder nach alter Weise besuchen?"

„Ich bitte Euch darum."

Mit frohbewegtem Herzen ritt eine Stunde später der Deutsche nach Hause.

— — — — — — — — — — —

Titus Clarke wurde vom Schwurgericht zu Tamworth zum Tode verurtheilt.

Der alte Squatter aber dachte vernünftiger Weise nicht mehr daran, in der Ferne zu suchen, was er in der Nähe viel besser haben konnte. Er begünstigte nun die Neigung seiner Nichte, und bald wurden Mabel und Karl Eberhard für's Leben vereint.

Fred Laurel wurde von seiner schweren Verwundung geheilt; er blieb auf Morton's Station und wurde später zum Aufseher ernannt.

Thiergerichte und Thierparias.

Skizze aus dem Thierleben.

(Nachdruck verboten.)

Daß die Thiere Verstand und eine Art Sprache, wenigstens ein Verständigungsmittel besitzen, um ihre Gefühle den anderen Thieren ihrer Art mitzutheilen, ist unzweifelhaft festgestellt. Und so scheint es auch nicht mehr unglaublich, daß es, wie viele Reisende und Gelehrte beobachtet haben wollen, unter vielen Thiergemeinschaften ordentliche Gerichte gibt, deren Urtheilssprüche sofort vollstreckt werden.

Der berühmte Reisende Cumming theilt mit, daß die Elephanten durchaus monogamisch leben und jede Ueberschreitung dieser Sitte mit Ausstoßung aus der Gemeinschaft strafen. Er beobachtete eine Versammlung dieser Thiere, welche auf die Trompetentöne des Anklägers zu hören schien, dann demselben Beifall zugrunzte und sich dann auf den seitwärts stehenden Angeklagten stürzte und ihn mit erhobenen Rüsseln verjagte. Damit stimmt überein, was der Prinz von Neuwied über ausgestoßene Elephanten berichtet, die er in Indien getroffen hat, wie auch Frau Ida Pfeiffer solche auf Malakka sah, die durch das einsame Leben der Verbannung so wild gemacht waren, daß selbst gewiegte Jäger nur mit Schrecken an sie dachten. Von solchen Pariaelephanten berichten schon die ältesten Schriften der Inder.

Ueber ein Thiergericht in Deutschland machte mir ein Gutsbesitzer Mittheilung. Er habe, so erzählte er mir, einst einen Hahn gehabt, welcher der Unfrieden in eigener Person war. Lange habe sich der Geflügelhof die Tyrannei des Hahnes gefallen lassen, dann aber sei das gesammte Hühnervolk zusammengetreten, habe die Köpfe zusammengesteckt und viel gegackelt, um endlich mit vereinten Kräften dem Friedensstörer zu Leibe zu gehen, ihn arg zu rupfen und vom Hofe zu vertreiben. So oft der arme Hahn wieder auf der Bildfläche erschien, wurde er fortgejagt, so daß er schließlich nur noch zu später Abendstunde auf dem Hofe zu erscheinen wagte, wo ihm mitleidige Hände Futter streuten; tagsüber dagegen hielt er sich in der Nähe des Hofes versteckt.

Ein italienischer Reisender, Dr. Carrini, beobachtete erst kürzlich eine Heerde von Mantelpavianen, die so erhitzt in einer Berathung waren, daß sie seine Annäherung nicht bemerkten. An einer sich terrassenartig aufbauenden Bergwand hingekauert, kollerte, gurgelte und sprudelte der Haufe durcheinander, wie eine Schulklasse, welche der beaufsichtigende Lehrer verlassen hat; immer lauter und aufgeregter wurden die Paviane, bis sich die Männchen plötzlich auf einen von Ihresgleichen stürzten und dieses Thier mit Bissen und Backenstreichen aus ihrem Kreise trieben. Jetzt bemerkten die übrigen den Reisenden und sein Gefolge und flohen; der Verbannte folgte dem enteilenden Rudel traurig. „Unstreitig," so schließt der Verfasser, „hatte hier ein Thiergericht stattgefunden."

Gutsbesitzer Rochlitz aus Sachsen setzte mich von folgendem Vorfalle in Kenntniß: „Meine Söhne entdeckten auf den hohen Erlen nahe dem Herrenhause viele Elsternester. In den meisten Nestern lagen schon Eier. Meine Söhne, Moritz und Richard, machten sich nun den Spaß, in einzelne dieser Nester ein Taubenei zu legen. Die jungen Elstern und Tauben wurden in der That zusammen ausgebrütet, aber die glücklichen Mütter aus den betreffenden Nestern flogen unruhig hin und her. Bald darauf bemerkten wir, wie sich die Alten alle um die fraglichen Nester schaarten, hier eine lange Berathung abhielten und darauf die jungen Tauben aus den Nestern warfen."

Aehnliches unterbreitet mir Herr Gutsinspektor Timme auf Kölleda. Die Geschichte lautet nach den eigenen Worten des Erzählers folgendermaßen:

„In den achtziger Jahren bezog ein Storchenpaar unsere hohe Scheune. Die Dächer des nahen Dorfes und diejenigen der Gebäude der umliegenden Güter werden mit Vorliebe von den Störchen zu Wohnplätzen erkoren. Unser Pärchen schien sich auch bei uns recht mollig zu fühlen, denn es kehrte regelmäßig jedes Jahr zu uns zurück. Als es im Frühjahr 1890 wieder vier Eier im Neste hatte, machte sich unser Kutscher Jobst den Scherz, das steile Dach hinaufzuklimmen, ein Ei herauszuholen und statt dessen ein Gänseei hineinzulegen. Es ereignete sich nichts Auffälliges darnach: Herr und Frau Adebar hielten die Brütezeit richtig aus und schienen nichts bemerkt zu haben. Eines Tages sahen wir drei Schnäbel aus dem Neste gucken, dann flogen Vater und Mutter unruhig ab und zu, bis sich endlich mehrere Störche der Nachbarschaft bei ihnen auf dem Dachfirste eingefunden hatten. Diese umgaben das Nest und hielten eine Okularinspektion über das sonderbare Junge ab. Es wurde viel geklappert, als fände eine Berathung statt, dann packte Vater Storch die Gans und warf sie mir nichts, dir nichts zum Tempel hinaus, die übrigen Jungen aber zog das Pärchen sorgsam auf."

Von einem andern Storchgerichte erzählt der Franzose François Monsou, der als Nardin Pascha in egyptischen Diensten steht und die Störche vor ihrem Abzuge bei Alexandrien beobachtete. Im Zuge der Versammelten befanden sich auch Junge, die schwächlich und im Wachsthum zurückgeblieben waren, daher den Zug über das Mittelmeer höchst wahrscheinlich nicht überstanden hätten. Alte Herren musterten gravitätisch dahinschreitend diese Armen mit einem lauten Geklapper aus, worauf sie die begleitenden Exekutoren dieselben sofort mit Schnabelhieben tödteten. Erst dann trat die Gesammtmasse die Reise an.

Aus dem hier Angeführten geht hervor, daß solche Thiergerichte durch die verschiedensten Ursachen veranlaßt werden und daß sie theils auf Tod, theils auf Verbannung abzielen. Die

letztere erzeugt die Thierparias, die von den anderen Thieren beharrlich vermieden werden. Erwähnt wurden schon die Pariaelephanten. Aber auch bei uns kommen Thierparias vor. Herr Olfers, Oberförster eines Reviers in der Nähe des Spierdingsee's hat einen wilden Schwan durch ein gutes Fernrohr mehrere Jahre hindurch beobachtet, weil es ihm auffiel, daß ihn die übrigen durchaus mieden. Das Thier war leicht an zwei schwarzen eigenthümlichen Flügelflecken kenntlich. An einem Herbstmorgen fand Herr Olfers das Thier verendet am Seeufer vor. Die Untersuchung des Leichnams ergab, das der Schwan an einer bei den Vögeln nicht oft vorkommenden, ansteckenden Krankheit gelitten hatte. Nardin Pascha berichtet über einen ähnlichen Vorfall, den er bei einem Flamingo beobachtet hat.

Zum Schluß noch eine Geschichte, die ich den Mittheilungen eines Forstmannes verdanke. „Ich besaß," so erzählte derselbe, „als großer Liebhaber von Hunden eine ganze Anzahl dieser Thiere. Da war das Windspiel Lady, der Hühnerhund Karo, der Dachshund Waldmann, der Vorstehhund Pluto, der Fuchshund Jessy, der Hühnerhund Fidel, und ein Spitz, Namens Treu. Nun gab es in unserem Forsthause aber abscheulich viele Ratten, deren die Katzen nicht Herr werden konnten. Aus diesem Grunde bat mich meine Frau um Anschaffung eines Rattenfängers. So kam Mungo in's Forsthaus. Aber von der ersten Sekunde an schlossen sich die übrigen sieben Hunde von dem Fremdling ab und duldeten ihn nicht an der gemeinsamen Futterschüssel, gerade wie sie ihn aus dem Hundestalle verjagten. Wollte ich das in seiner Art herrliche Thier nicht verlieren, so mußte ich ihm schon Wohnung und Kost allein geben. Und so geschah es. — Aber welches war der Grund dieser Ausschließung? Mungo tödtete nicht nur die Ratten, er fraß sie auch und verbreitete infolge dieses Umstandes einen unausstehlichen Geruch um sich, der uns selbst nöthigte, ihm das Haus zu verschließen. Dadurch wurde er nicht nur für uns, sondern auch für Seinesgleichen — ein Paria."

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das Blockhaus Lincoln's. — Einige Chicagoer Bürger haben die Hütte angekauft, in welcher der Bundespräsident Abraham Lincoln (1865 von dem Schauspieler Booth im Theater zu Washington erschossen) einen Theil seiner Jugendzeit verbrachte und die er seinem Vater bauen half. Das Blockhaus soll in einer Halle untergebracht und permanent aufgestellt werden.

Dasselbe stand in Macon County (Illinois) und wurde im Jahre 1831 errichtet. Es bestand zuerst aus einem Zimmer und einem Speicher. Die Höhe beträgt 19, die Länge 16 und die Breite 18 Fuß. Im Jahre 1835 wurde eine zweite Hütte von gleicher Größe angebaut. Kurze Zeit nachdem der Anbau vollendet war, verließ der junge Lincoln seine Heimath, aber er stattete seinen Eltern zweimal im Jahre einen Besuch ab. Die Reise, welche allerdings nur 10 englische Meilen betrug, legte er regelmäßig zu Fuß zurück.

Zum letzten Male besuchte er die alte Heimstätte im Jahre 1861, nachdem er zum Präsidenten erwählt worden war. Damals spaltete er einen Baumstumpen und schnitt den Namen seines Vaters in zwei Bretter und steckte dieselben in Thomas Lincoln's Grab auf dem Gorton-Friedhofe. Die bescheidenen Monumente sind heute verschwunden, und an ihrer Stelle erhebt sich ein Denkmal aus Granit. Es war auch damals, als ihm seine Stiefmutter, welcher Abraham sehr zugethan war, beim Abschiede sagte: „Sie werden Dich noch tödten, mein Junge, und ich werde Dich nie wiedersehen."

Der Grund, auf welchem die Blockhütte stand, soll durch ein schönes Denkmal geschmückt werden.

[O. v. B.]

Komische Beweisführung. — Der bekannte Opernsänger L. behauptete, daß in der Oper die Musik Alles, der Text aber gar nichts bedeute, und bewies dies, als es zu einer Wette kam, auf folgende Weise. Er nahm die Arie aus der Zauberflöte: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön," und sang sie einem Engländer mit folgendem Text vor:

„Die Bratwurst ist entsetzlich dick,
Der Seppel ist ein Galgenstrick!"

und so weiter. Der Engländer wurde bis zu Thränen gerührt, und der Sänger hatte die Wette gewonnen.

[C. T.]

Humoristisches.



Täuschung.

Dame: Ach Gott, Arthur, sieh', dort liegt gewiß ein armer, unglücklicher Mann! Was dem passirt sein muß?

Arthur (näher tretend): Nein, meine Liebe, der Mann ist durchaus nicht unglücklich, mir scheint sogar, der gute Mann ist selig!

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 35.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 33:
Die Arbeit, die uns freut, wird zum Ergötzen.

Logogriph.

Angst und Schrecken rings verbreitend,
Manchem jähen Tod bereitend,
Zeigt's mit b sich, eh' man's dacht',
Plötzlich, wie ein Dieb bei Nacht.

Doch mit er will gerne warten
Seiner ich in meinem Garten;
Daß es blühe und gedeihe,
Und mit Früchten mich erfreue! [E. Milius.]

Auflösung folgt in Nr. 35.

Auflösung des Diamant-Räthsels in Nr. 33:

W
S **Ü** D
M A **R** I E
C E N **T** N E R
H A U P **T** M A N N
W Ü R T T E M B E R G
L U X E **M** B U R G
H A M **B** U R G
K R **E** I S
A **R** M
G

Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer)** in Thorn.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.